



Fabio Volo
Seit du da bist

Roman · Diogenes

T-Shirt ausziehen konnte.

»Ich auch nicht.«

Wir liebten uns, ihre Lippen schmeckten nach Kaffee, als ich sie küsste und hineinbiss. Sofia habe ich oft gebissen, von Anfang an, so als wäre Küssen nicht genug.

Keine Ahnung, ob es daran lag, dass wir noch leicht verschlafen waren, jedenfalls fand ich es noch viel schöner als am Abend zuvor.

Danach blieben wir noch ein paar Minuten engumschlungen liegen und küssten uns zart. Dann, als wäre plötzlich Feuer ausgebrochen, ging alles in rasendem Tempo. Duschen, Anziehen, Losgehen.

Mit dem Roller fuhren wir zu ihrem Fahrrad, ein schneller Abschiedskuss und ab zur Arbeit. Am Abend wäre ich gern zum Bahnhof gefahren, um mich von ihr zu verabschieden, aber ich konnte nicht weg.

Danach haben wir uns ein paar Tage nicht gesehen.

Als sie das nächste Mal in Mailand zu tun hatte, ging sie nicht mehr ins Hotel, sondern kam direkt zu mir. Es war meine Initiative, und sie schien sich zu freuen.

Mittlerweile war es Ende Juli, in ein paar Tagen würden wir in Urlaub fahren. Ich mit Mauro nach Griechenland, sie mit ihren Freundinnen nach Formentera, denn um eine gemeinsame Reise zu planen, hatte die Zeit nicht gereicht.

Ich stellte fest, dass ich eifersüchtig war und befürchtete, sie könnte einen anderen treffen.

Ohne sie zu verreisen, missfiel mir ungemein.

Aufgedreht und ängstlich zugleich schlug ich ihr ein gemeinsames Wochenende vor. Bei dieser Gelegenheit ließ ich dann das BITTE NICHT STÖREN-Schild mitgehen.

An diesem Wochenende gestand sie mir, dass auch sie lieber mit mir verreist wäre.

»Und was ist, wenn dir nun plötzlich einer über den Weg läuft, der dir gefällt?«

»Schon passiert.«

»Aber was ist, wenn da noch einer auftaucht?«

»Unwahrscheinlich, aber falls doch, sage ich es dir.«

Ich war nicht sonderlich begeistert, eigentlich wollte ich was ganz anderes hören.

Deshalb sagte ich nach einem kurzen Schweigen: »Pass nur auf, dass du nicht auf die Sonnenbräune reinfällst. Braungebrannt sieht jeder schöner aus, und im September bereust du es dann.«

Sie lächelte und gab mir einen Kuss: »Und was ist, wenn du eine triffst?«

»Für andere Frauen habe ich gar keine Augen mehr, dafür hast du gesorgt«, antwortete ich und kitzelte sie. Sie lachte, dann liebten wir uns. Das Gelächter ging in Stöhnen über, und dann, als wir immer leidenschaftlicher wurden, nahm ich ihr das Versprechen ab, sich im Urlaub mit keinem anderen einzulassen.

»Versprich es mir!«

Mit gerötetem Gesicht sah sie mich freudestrahlend an und sagte: »Ich verspreche es.«

»Sag mir, dass du mir gehörst.«

»Ich gehöre dir.«

»Noch mal.«

»Ich gehöre dir.«

Im Urlaub haben wir jeden Tag telefoniert. Manchmal sogar am frühen Morgen direkt nach dem Aufwachen, noch vor dem Aufstehen. Im Geiste redete ich den ganzen Tag ununterbrochen mit ihr.

Als wir uns im September wiedersahen, hatte sich zwischen uns nichts verändert, wir hatten sogar noch mehr Lust, zusammen zu sein.

»Und, muss ich mir Sorgen machen? Hast du eine andere getroffen?«, fragte sie.

»Nein, keine Chance.«

Ich hatte Phantasien über uns, mein Kopf war voller Bilder von Dingen, die wir schon gemacht hatten, und solchen, von denen ich träumte. Einfache, alltägliche Dinge, nichts Ungewöhnliches. So träumte ich etwa davon, mit ihr gemeinsam einzukaufen, zu kochen, zu plaudern, Filme anzusehen, spazieren zu gehen, miteinander zu schlafen, zu lachen, zu reisen. Samstagnachmittags in eine Pasticceria zu gehen und sämtliche Torten durchzuprobieren.

Für zwei, die sich gut verstehen, ist der September ein vielversprechender Monat. Der Herbst scheint wie für sie gemacht. Nach dem sommerlichen Exodus erwachen die Städte wieder zum Leben und laden zum Pläneschmieden ein.

Im Winter nahm ich manchmal ihre Hand und steckte sie in meine Manteltasche, weil der Schal ihr Gesicht bedeckte und ich sie nicht küssen konnte. Ich habe noch vor Augen, wie sie fast nackt, nur mit dicken Wollstrümpfen bekleidet, durch die Wohnung lief.

Weil ihre Wohnung größer und gemütlicher war, fuhr ich oft nach Bologna. Einmal habe ich mir sogar vorgestellt, wie es wäre, zu ihr zu ziehen, alles aufzugeben und noch einmal neu anzufangen.

Sämtliche Wochenenden verbrachten wir gemeinsam. Wenn ich dann montags in mein altes Leben zurückkehrte, war ich noch immer so aufgekratzt, dass mir jedes Lied im Radio gefiel, sogar die scheußlichen, die ich mir sonst nie angehört hätte.

Eines Tages sagte sie mir am Telefon: »Am Samstag hat mein Bruder Geburtstag, da gibt's ein Essen bei meinen Eltern, hast du Lust mitzukommen?« Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Hallo? Nicola? Bist du noch da, oder bist du in Ohnmacht gefallen?«

»Nein, nein, ich bin noch da. Ich weiß nicht recht, was meinst du denn?«

»Ich würde mich freuen, wenn du mitkommst. Dann sehen sie dich wenigstens mal und hören auf zu denken, ich hätte dich nur erfunden.«

Ich lachte. »In Ordnung, was soll ich mitbringen?«

»Das überlegen wir uns, wenn du hier bist.«

»Alles klar. Soll ich mich schick machen?«

»Du bist doch immer schick angezogen. Entspann dich, das ist ein ganz normales Essen.«

Es war erst das zweite Mal in meinem Leben, dass ich die Familie meiner Freundin kennenlernen sollte.

Am besagten Samstag gingen wir für ihren Bruder ein Geschenk kaufen, einen Rollkragenpullover.

Wo wir schon mal dabei waren, kaufte ich auch für mich ein paar Sachen, und Sofia half mir beim Aussuchen. Ich kaufte Hosen, Hemden und ein paar Pullover. Sie

überzeugte mich davon, Sachen anzuprobieren, auf die ich alleine niemals gekommen wäre. Und die Farben, die sie für mich aussuchte, standen mir wirklich gut. Grün, Dunkelblau und Bordeaux passten zu mir.

Aber am verblüffendsten war die Sache mit der Hosengröße. Ich kaufte immer Größe zweiunddreißig, aber sie meinte, eigentlich hätte ich eine Dreißig. Und sie hatte recht, die Dreißig passte. Ich hatte also jahrelang die falsche Größe getragen.

Wir packten alles ins Auto und fuhren nach Reggio Emilia.

Die neuen Klamotten zog ich nicht gleich an, zu dem Essen bei Sofias Eltern wollte ich lieber so, wie ich war, in meiner alten Kluft, als könnte sie mir Schutz bieten.

Sofias Mutter ist eine Frau, die sehr auf ihr Äußeres achtet, immer geschminkt und frisiert, auch wenn sie alleine zu Hause ist. Sie trug eine dunkelblaue Samthose und einen senffarbenen Pullover. Als wir ankamen, hatte sie noch die Schürze um. Der Bruder saß mit seiner Freundin auf dem Sofa, der Vater war noch nicht da, sollte aber jeden Augenblick kommen.

Ich war aufgeregt. Lucio, ihr Bruder, war ungefähr in meinem Alter, also in den Vierzigern, und ziemlich aufgeschlossen, er machte ein paar scherzhafte Bemerkungen über Sofia, legte aber kein angeberisches Gehabe an den Tag, keine unterschwellige Konkurrenz. Lucio ist tüchtig und arbeitet bei seinem Vater, die beiden verbindet eine regelrechte Hassliebe. Für mich war mein Vater nie ein Rivale, den ich besiegen wollte, sondern immer ein Kumpel, auf den ich warten musste. Ein Leben lang habe ich vergeblich auf ihn gewartet, als Kind, dass er mit mir spielt, als Jugendlicher, um mich mit ihm zu messen, als Erwachsener, dass er mir einen Rat gibt. Aber er war einfach nur da, drängte sich nicht auf, gab keine Befehle, versuchte nie, mir den Sinn des Lebens zu erklären. Mein Vater war da, so nah, so fern, jeden Tag bis zum letzten. Aber ich musste ihm immer hinterherlaufen.

Lucio hingegen, das war mir sofort klar, steht völlig im Schatten seines Vaters, der zu der Sorte Menschen gehört, die immer alles ganz genau wissen und, sobald sie den Mund aufmachen, nicht etwa Ratschläge geben, sondern unumstößliche Wahrheiten verkünden. Und tatsächlich, kaum war der Vater da, wirkte Lucio schlagartig wie ausgewechselt, hatte jegliche Unbefangenheit verloren.

Als ich mich vorstellte, sah mir der Vater in die Augen und sagte: »Ich weiß, wer du bist«, dann gab er mir die Hand, genauer gesagt zerquetschte sie geradezu. Aber ich ließ mir nichts anmerken.

Das Essen war recht kurzweilig, obwohl fast ausschließlich Sofias Vater redete. Er legte Wert darauf, mir mitzuteilen, wer er war, was er im Leben alles vollbracht hatte. Er wollte die Hackordnung klarstellen.

Ihm zu gefallen war für mich ein Kinderspiel. Ich musste nur andächtig zuhören, ihm zu verstehen geben, wie beeindruckt ich war, und alles vermeiden, was seine Männlichkeit in Frage gestellt hätte.

Der Mutter stand die Langeweile ins Gesicht geschrieben, man sah ihr an, dass sie die Geschichten schon hundertmal gehört hatte.

Nachdem wir gegangen waren, sagte Sofia: »Ganz schön anstrengend mein Vater, stimmt's?«

»Geht schon.«

Sie lächelte mich an.

»Du hast allen gut gefallen, vor allem aber mir.«

»Das ist doch das Wichtigste.«

Wenn ich auf solche Angebertypen wie Sofias Vater treffe, bringt mich das nicht in Rage, ich will ihnen nichts beweisen, sie tun mir eher leid.

Auf Dauer muss das Bedürfnis, pausenlos Eindruck zu schinden, um immer der Größte zu sein und alle anderen auszustechen, doch zermürend sein, für mich jedenfalls wäre es das.

Als Kind war ich wie elektrisiert, wenn der Rummel kam, ich war ganz versessen aufs Karussellfahren, am liebsten saß ich in einem Raumschiff oder thronte auf einem Pferd.

Auf dem Kinderkarussell gab es das sogenannte Zopf-Spiel. Wenn man sich im Vorbeifahren einen von der Decke hängenden Zopf schnappte, durfte man eine weitere Runde umsonst fahren. Das wollten natürlich alle Kinder, sie waren ganz versessen darauf und strengten sich furchtbar an. Wer es nicht schaffte, sah sich verstohlen nach den anderen um, denn wenn keiner es hinkriegte, bekam man eine zweite Chance. Für die anderen bestand der einzige Zweck des Karussellfahrens deshalb darin, den Zopf zu erwischen. Wenn sie es schafften, sahen sie sich stolz nach ihren Eltern um. Der Zopf war ihre Trophäe. Einmal fragte mich mein Vater, warum ich es gar nicht erst versuchte, denn manchmal bugsierte der Karussellbetreiber den Zopf direkt vor meine Nase, und ich hätte bloß die Hand ausstrecken müssen, um zuzupacken. Die Erwachsenen lachten über mich, aber mir war der Zopf egal, ich konzentrierte mich lieber auf die Fahrt, wollte gar keine zusätzliche Gratisrunde, sondern lieber voll auskosten, was ich gerade tat.

Sofias Vater ist wie die Kinder auf dem Karussell, sein Lebenszweck besteht darin, möglichst viele Zöpfe zu erhaschen und dafür von allen bewundert zu werden. Trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, dass Menschen wie er die Fahrt nie genossen haben.

Als Sofia und meine Mutter sich kennenlernten, war alles ganz einfach.

Es gibt unterschiedliche Frauentypen: Manche Frauen sind geborene Mütter, verraten schon als ganz kleines Mädchen einen ausgeprägten Mutterinstinkt. Manche sind geborene Ehefrauen, andere Geliebte, wieder andere sind frei von jeglicher Rollenzuschreibung. Meine Mutter hingegen ist die geborene Großmutter. Sie ist durch und durch gutmütig, kein bisschen einschüchternd, so dass jeder sie sofort ins Herz schließt. Wie Großmütter so sind, steht sie immer ein bisschen über den Dingen, die in der Welt passieren. Sofia und meine Mutter mochten sich auf Anhieb.

»Mein Sohn sieht richtig gut aus, seit er mit dir zusammen ist, und angezogen ist er auch besser.«

Ich glaube, sie hatte recht, ich mochte mich selbst auch lieber.

Bei Sofia hatte ich das Gefühl, ich selbst zu sein, auch wenn alle anderen behaupteten, ich hätte mich verändert. Dabei war ich viel authentischer, viel näher an dem, was ich tief in meinem Inneren empfand. Es kam mir nicht so vor, als wäre sie es, die mich veränderte, es passierte vielmehr wie von selbst.

Mit ihr war alles ungewohnt, ganz anders, als ich es bisher erlebt hatte, und doch irgendwie vertraut.

Langsam dämmerte mir, dass sie genau die Frau war, der ich früher auf keinen Fall begegnen wollte. Ich hatte nämlich immer eine Heidenangst davor, mich in so eine wie sie zu verlieben, weil ich davon überzeugt war, bis zu einem gewissen Alter wäre es ein Unglück, der Frau seines Lebens zu begegnen.

Denn, so dachte ich, bevor man sich für den Rest seines Lebens auf eine einzige Person festlegt, muss man reisen, sich ausprobieren, Fehler machen und erst einmal versuchen, Dichter oder Schriftsteller zu werden. Erst danach ist man bereit.

Doch bei Sofia schien von vornherein alles auf eine gemeinsame Zukunft hinauszulaufen. Ich wollte nur noch mit ihr verreisen, sie immer und überall um mich haben, nichts mehr ohne sie machen. Ich hatte Lust auf das neue Leben, das sie für mich verkörperte.

Ihre bloße Anwesenheit genügte, um mich glücklich zu machen.

Wenn sie sonntagabends nach Bologna zurückfuhr, erschien mir die Wohnung wie verwaist. Plötzlich empfand ich das Alleinsein, das ich immer gewollt und mit allen Fasern verteidigt hatte, als Mangel, plötzlich fehlte mir etwas, von dessen Existenz ich bis dahin gar nichts gewusst hatte.

Sonntagmorgens gingen wir gern im Park joggen, gleich nach dem Aufstehen. Auf dem Rückweg kauften wir Zeitungen und Croissants, dann duschten wir und nahmen ein ausgiebiges Frühstück ein. Mit Sofia habe ich die längsten Frühstücke meines Lebens erlebt.

Zusammen lernten wir, wie man Eier Benedict macht, und wurden süchtig danach, zunächst, weil wir sie lecker fanden, später dann, weil sie unsere Spezialität wurden. Verliebte drücken der Welt ihren Stempel auf.

Eines Sonntags, als wir gerade aufbrechen wollten, war ich von ihrem Anblick in Leggings plötzlich so erregt, dass wir wieder im Bett landeten. Danach lag Sofia mit dem Gesicht auf meiner Brust, streichelte meinen Bauch, und ich spielte mit ihren Haaren.

Während ich so vor mich hin sinnierte, eigentlich an nichts Bestimmtes dachte, kam mir plötzlich die Idee, sie zu fragen, ob wir nicht zusammenziehen sollten.

»Weißt du, was ich mir gerade überlegt habe?«

»Was denn?«

Ich wartete ein paar Sekunden und sagte dann, keine Ahnung, warum: »Dass ich zu großen Hunger habe, um vorher noch zu joggen.«